

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Band: 80 (1971)
Heft: 3

Artikel: Als "Wanderprediger" in Uganda
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Als «Wanderprediger» in Uganda

Die nachstehenden Schilderungen stammen aus der Feder eines jungen Entwicklungshelfers, der sich für einige Monate in freiwilligem Einsatz der Liga der Rotkreuzgesellschaften zur Verfügung stellte. Sie waren nicht für die Veröffentlichung in einer Zeitung oder Zeitschrift bestimmt. Es handelte sich vielmehr um Briefe, die an die Angehörigen daheim gerichtet waren, doch spiegelt sich in ihnen dank der spontanen Aussage manches von den Schwierigkeiten, denen eine noch junge Rotkreuzgesellschaft ausgesetzt ist. Nicht nur um der eindrucklichen Schilderung willen verdienen es diese Briefe, auszugsweise einen größeren Leserkreis zu finden, sondern auch um der Tatsache willen, dass hier einer der oft kritisierten und in Verruf stehenden jungen Generation schlicht und gerade seinen Weg geht, fern von Demonstration und Protest ohne viel Aufhebens die Tat sucht.

Mweya Lodge, 24. Januar 1971

Ich befinde mich im Augenblick auf Safari. Vor vier Tagen bin ich von Kampala losgefahren. Ich reise höchst ungerne allein, ich muss an soviel Dinge denken und immer auf irgend etwas aufpassen. Keine Minute der Entspannung ist möglich. Hinten im VW sind eingepackt: Generator, Filmprojektor, Lautsprecher, Verlängerungskabel, Filmrollen, Mikrophon. Ich bin neuerdings zum Rotkreuz-Wanderprediger aufgerückt. Während zehn Tagen besuche ich zwei Städte und halte in den Schulen Vorträge über die Gründung des Roten Kreuzes und seine heutige Tätigkeit. Besonderes Gewicht habe ich auf das Jugendrotkreuz zu legen; denn der Zweck meiner Vorträge ist, in den Schulen Jugendrotkreuzgruppen zu errichten.

Heute, Samstag, sitze ich in einem der Safari Lodges im Queen Elizabeth Nationalpark. Der erste Teil meiner Vortragsreise ist bereits verstrichen, und ich darf mir ein «Erholungs-Wochenende» erlauben, um den Park zu durchstreifen. In einer winzigen Stadt, Mubende, habe ich fünf Primarschulen besucht. In jeder dieser Schulen — die Zuhörer zählten zu Hunderten — habe ich meinen Vortrag gehalten und Filme über das Rote Kreuz in Uganda und in der übrigen Welt gezeigt. Hinzu kam ein halbstündiger Vortrag über die Genfer Konventionen und das Internationale Rote Kreuz vor dem District Team, was dem Regierungsrat eines Kantons entspricht, nur dass ein District eine grössere Fläche umfasst. Am Abend fand dann eine öffentliche Filmschau auf dem Fussballplatz statt, bei der

für die Rotkreuzsektion Mubende geworben werden sollte. Ich bin mir ein wenig eigenartig vorgekommen, so mitten im Busch (in Mubende gibt es weder ein Restaurant noch ein Hotel) über das Rote Kreuz zu predigen. Uebernachtet habe ich im Rasthaus, für Nahrung musste ich selber sorgen, denn der Koch ist nur für deren Zubereitung zuständig. Ich erkundigte mich in der Missionsstation und traf dort zufällig einen Schweizer Pater aus dem Wallis, der mich zum Nachtessen einlud. Die Gäste im Rasthaus waren ausschliesslich Weisse mit langen Röcken und stets mit Feldstechern bewaffnet, die Männer in kurzen Hosen, mit ihren dicken Beinen den Elefanten Konkurrenz machend. Die «Lodges» sind sogenannte Touristenoasen, kein Afrikaner kommt dorthin.

Auf dem Weg nach Mubende bin ich auf einem Kraterrand gefahren und war begeistert von der Wildheit der Landschaft: Der Kraterkessel ist mit Urwald bewachsen, an seinen Rändern schweben kleine Dunstwolken, tief unten sieht man die Wegspuren der Tiere im Gras. Elefantenherden ziehen von Krater zu Krater; das Brechen der Aeste, wenn sie Bäume umreissen, ist laut zu hören und vermittelt einen Eindruck von der ungeheuren Kraft der Tiere. Aus den Kraterkesseln steigt als akustischer Hintergrund der gewaltigen Szenerie das Zwitschern Tausender von Vögeln. Leider war gestern die Beleuchtung ungünstig, und der Ruwenzori verschwand im Dunst.

Heute gehe ich nach Fort Portal, der zweiten Stadt meiner Vortragstournee, wo ich am Montag mit der Arbeit beginne.

Kampala, 27. Januar 1971

Die Ereignisse hier haben sich wieder einmal überstürzt. Ich befand mich an der Kongogrenze bei den Pygmäen, auf einem kleinen Abstecher anlässlich meiner Tour, als ich durchs Radio von der Machtübernahme durch die Armee erfuhr. Schon am Morgen waren Gerüchte aus Kampala in Fort Portal (etwa 320 Kilometer von Kampala entfernt) herumgeboten worden; Kämpfe in der Stadt seien im Gang. Niemand wusste, was genau los war. Wir erfuhren, das Präsidentenhaus, die Post, das Radio, das Parlament und der Flughafen seien von Truppen umstellt. Vermutungen wurden geäussert, es wurde spekuliert, bis um vier Uhr nachmittags Generalmajor Amin Dada (Dada-Vater) am Radio erklärte, die Armee habe die Regierung gestürzt und beherrsche nun das Land. Bis zu diesem Zeitpunkt waren über Radio Kampala keine Nachrichten zu empfangen ge-

wesen, Musik wurde gesendet; offensichtlich war aber jemand im Studio, der nichts von Radiotechnik verstand; einmal liess man die Platten zu schnell laufen, ein andermal brach die Musik mitten drin ab. Es geschah aber auch, dass ein und dieselbe Platte ein paarmal hintereinander gespielt wurde.

Nach der Erklärung des Generals stand fest, was geschehen war: Die Armee, die Obote an die Macht gebracht hatte, hatte ihn nun gestürzt. Es wurde ein Ausgehverbot für das ganze Land erlassen, das sich von sieben Uhr abends bis 6.30 Uhr in der Frühe erstreckte.

So schnell wie möglich fuhr ich nach Fort Portal zurück. Von BBC und Radio South-Africa erfuhren wir bald nähere Einzelheiten. Am nächsten Morgen entschloss ich mich, meine Vortragsreise abzubrechen; denn wahrscheinlich war in dieser ungewissen Situation niemand mehr am Roten Kreuz interessiert.

Ich kehrte also nach Kampala zurück. Unterwegs musste ich an zwei Armeeposten vorbei. Einmal hielt es ein Soldat für nötig, meine sämtlichen Kleider auf der Strasse zu zerstören, um mich nach Waffen zu durchsuchen. Einige der Soldaten kannte ich von jenem Vortrag, den ich in der Woche zuvor in der Armeeschule gehalten hatte.

Gegen Mittag kamen mir die ersten Wagen aus Kampala entgegen. Sie waren mit Blumen und Aesten geschmückt, zum Zeichen der Freude. Man berichtete mir, dass die Strasse nach Kampala sicher sei, in der entgegengesetzten Richtung jedoch noch Kämpfe tobten zwischen Obotetreuen Truppen und den Truppen Amins. Gegen vier Uhr traf ich in Kampala ein. In den Dörfern entlang der Strasse hatten die Leute getanzt und sich wie verrückt gebärdet aus Freude. Kampala war in Aufregung, geschmückte Autos überall auf den Strassen, die Leute sangen und schrien, die Bars waren überfüllt. Die Soldaten wurden als Befreier begrüsst, umarmt und verküsst. Die Wagen der Minister, ihre Häuser und ihr Eigentum wurden zerstört. Wo sie selber sich befanden, wusste niemand. Obwohl das Ausgehverbot auch an diesem Tag galt, hielt man es kaum ein. Die Leute zogen es vor, auf den Strassen zu feiern.

Die Familie, in deren Haus ich wohne, gab zum Beispiel aus lauter Jubel über den Umsturz ihr ganzes Geld den Soldaten. Ich sah einen Mann, der auf dem Dach seines Autos stand und die Arme schwenkte, das Auto aber fuhr, und keiner sass am Steuer.

Vereinzelt waren noch Schüsse zu hören, an einigen Punkten der Stadt schienen leichte Kämpfe weiterzugehen. Sonst hatte man jedoch den Eindruck, die Lage habe sich beruhigt. Die Dienstleistungsbetriebe funktionierten am Dienstag wieder; Telefon, Post, Radio, alles war normali-

siert. Der Staatsstreich war schnell und ohne grosses Blutbad vorübergegangen.

Zeitungen erschienen heute und auch gestern. Sogar der Sportteil und die Auslandsnachrichten waren berücksichtigt worden. Was war eigentlich geschehen?

Obote hatte in der letzten Zeit einen Linkskurs eingeschlagen. Er hatte Sozialismus verkündet und dem «common man», dem Mann aus dem Volk, eine sichere Zukunft versprochen. Die Preise der Lebensmittel stiegen jedoch ununterbrochen, Obote verstaatlichte immer mehr Betriebe. Ungezählte Steuern wurden erhoben, die Regierung war aber nicht in der Lage, mit diesen Geldern zu arbeiten, alle staatlichen Betriebe waren verschuldet, und keine Firma gab der Regierung Kredit, weil sie sowieso nicht in der Lage war, zu bezahlen. Irgend etwas war also faul. Das Geld verschwand. Der «common man» fühlte sich ausgebeutet und betrogen. Die meisten Minister besaßen einen grossen Autopark, einige, sagt man, sogar Flugzeuge, Häuser, Geschäfte, Tankstellen und Firmen, während der «common man» immer ärmer wurde. Die Armee Ugandas, proportional zur Einwohnerzahl und Fläche wahrscheinlich die grösste von Schwarz-Afrika, verschlang ebenfalls viel Geld. Die offizielle Lesart der Machtübernahme lautet nun, dass Obote während seines Aufenthaltes in Singapur den Befehl gegeben habe, einige Offiziere der Armee zu verhaften und seinen engsten Stammesangehörigen in der Armee Waffen und Munition auszuliefern. Bereits vorher hatte er eine Spaltung der Armee betrieben, indem er eine «special force» gründete, die für die Waffenausgabe verantwortlich war und die Soldaten im Kampf trainierte. Die neue Massnahme schien ein weiterer Schritt in dieser Richtung zu sein.

Amin, der von der Jagd nach Kampala zurückkam, erfuhr von den Anordnungen und entschloss sich, zu handeln. Wahrscheinlich stand er selber auf der Abschussliste. Auch wenn es stimmt, dass Obote durch seinen Beschluss selbst den unmittelbaren Anlass zu seinem Sturz gegeben habe, muss man doch annehmen, der Staatsstreich sei vorbereitet gewesen. Amin gab ja eine lange Liste von Gründen für seine Machtübernahme an, wobei in erster Linie Korruption, übertriebene Steuern, Gefährdung von Leben und Eigentum durch die bewaffneten Räuberbanden, Einparteiensstaat, die Unfähigkeit der Regierung, den Ausnahmezustand aufzuheben und freie Wahlen auszuschreiben, die Besetzung hoher Posten durch Stammesangehörige Obotes, die Vernachlässigung verschiedener Distrikte zugunsten seines eigenen, kurz und gut, dauernde Hintergehung des von der Regierung so hoch gepriesenen «common man» die Gründe für den Umsturz waren.

Amin gibt sich als Retter des Volkes aus. Er sagt, er sei nicht Politiker, sondern Soldat, aber er habe sich verantwortlich gefühlt, sein Volk vor dem allerschlimmsten zu bewahren. Er versprach freie Wahlen und die baldige Uebergabe der Regierungsgeschäfte an eine Zivilregierung.

Das Volk hat Amin als Retter begrüsst, besonders die Bagandas, deren König Obote 1966 als Präsident der Republik Uganda mit Hilfe der Armee gestürzt hat, loben Amin in alle Himmel. Den Bagandas — es handelt sich hierbei um den weitaus grössten Stamm im Lande — war es bis jetzt fast unmöglich gewesen, in die Armee einzutreten. Einige der besten Männer sassen sogar als politische Gefangene seit 1966 im Gefängnis. Für sie scheint nun das Leben nach fünf Jahren der Unterdrückung wieder anzufangen.

Es ist nicht gerecht, Obote nur den bösen Mann zu schimpfen. Er hat die Geschicke des Landes in den ersten Jahren gut geleitet, hatte er doch erkannt, dass das Ziel seiner Politik die Aufhebung der Stammesgegensätze und das Schaffen eines Nationalbewusstseins sein musste. Es wird schwer sein für Amin, ein Aufflackern der Stammesfehden zu vermeiden, wenn er freie Wahlen ausschreibt, denn die Bagandas sind der zahlenmässig weitaus stärkste Stamm und können sehr wohl die andern wieder unterdrücken. Wie es weitergehen wird, ist noch nicht klar. Im Radio wird gemeldet, Tansania habe Obote militärische Hilfe versprochen, und chinesische Waffen seien in Tansania in Stellung gebracht worden. Ich glaube jedoch kaum, dass es zu einer Ausweitung der Kämpfe kommen wird; denn das könnte fürchterliche Folgen haben. Hoffen wir, die Vernunft siege. Das einzige, was Nyerere tun kann, ist, dass er Obote so schnell wie möglich aus seinem Land verweist. Kenya hat erklärt, es stelle sich bei einem Konflikt auf die Seite Ugandas. England würde Uganda im Falle chinesischen Eingreifens beistehen. Im Augenblick besteht keine akute Gefahr, Kampala ist sicher, und ich bin gesund und munter. Flugzeuge sind heute über der Stadt gekreist und kontrollierten die Grenze nach Tansania. Das Ausgehverbot ist noch nicht aufgehoben, ich sitze am Pult und schreibe. Ich bin immer noch allein im Haus, ein Radio besitze ich nicht, nicht unbedingt gemütlich, aber es geht.

Kampala, Februar 1971

Meine Rotkreuzarbeit darf nicht überschätzt werden . . . Ich zweifle, ob der Erfolg meiner Vorträge gross ist. Ich stufe

ihn als gering ein. Die Zuhörerzahlen waren bis jetzt immer so hoch, dass eine anschliessende Diskussion nicht möglich war. Wenn ich an der Versammlungsstelle einer Schule vor Hunderten von Knaben und Mädchen im Alter von elf bis sechzehn Jahren stehe — sie schauen mich, den Weissen, mit grossen Augen an —, darf ich da Verständnis für meinen Vortrag erwarten? Gut, sie nicken und sagen, wir haben begriffen, was du vom Roten Kreuz erzählt hast. Aber geht sie dieser Henry Dunant wirklich etwas an? Er war ein Weisser, ein Fremder, Solferino liegt in Europa. Wie können sie wissen, was eine Schlacht bedeutet und was es heisst, wenn Zehntausende von Soldaten aufeinander losstürzen. Natürlich, der Rotkreuzgedanke lässt sich auch ohne Solferino und Dunant erklären und ist weltweit gültig, aber die Art und Weise, wie das Rote Kreuz damals wirkte und heute noch wirkt, beruht auf der Forderung Dunants, sofort, ohne Zeitverlust in Aktion treten. Dunants Charakter war europäisch. Der Afrikaner ist geprägt vom Bewusstsein, für alles Zeit zu haben. Die beiden haben wenig gemeinsam. Ich sage nichts gegen das Rote Kreuz, ich möchte nur die Schwierigkeit klarlegen, die ein Verstehen der grundlegenden Gedanken erschweren und die zu Missverständnissen führen.

Es gibt die Grundsätze des Roten Kreuzes: abstrakte Begriffe, deren Bedeutung klar und einleuchtend erscheint, sozusagen der ideologische Hintergrund der Rotkreuzarbeit. Wenn ich in einem Vortrag die Neutralität erwähne, so weiss ich als Europäer und Schweizer genau, was ich darunter zu verstehen habe. Auch der Afrikaner kennt den Begriff Neutralität. Beide nehmen ihn hier als Grundsatz des Roten Kreuzes. Aber wir verstehen nicht dasselbe darunter. Gewachsen und entstanden vor dem geschichtlichen, politischen und sozialen Hintergrund des jeweiligen Landes, haben Begriffe wie Humanität, Neutralität oder Freiwilligkeit unterschiedliche Bedeutung. Trotz scheinbarer Uebereinstimmung liegt hier die Quelle vieler Missverständnisse und Fehldeutungen. Wir dürfen ja nicht glauben, unsere Interpretation sei die einzig richtige — nicht für den Afrikaner. Auch Humanität ist differenzierbar. Es stellen sich Probleme, die auf den ersten Blick vielleicht nicht erkennbar sind. Wir müssen uns bemühen, nichts als selbstverständlich zu nehmen.

Die Abende sind hier verdammt langweilig. Immer noch müssen wir um sieben Uhr zu Hause sein. Man kann nichts machen als lesen und schwatzen. Der Abstimmung über das Frauenstimmrecht war sogar in Ugandas Zeitungen ein kleiner Abschnitt gewidmet, und das Resultat wurde gebührend gewürdigt. Eine Zeitung zitierte die frühere Stellung der Frau: Kinder, Küche, Kirche!

Die politische Situation beruhigt sich weiterhin. Amin hat ein sogenanntes «unpolitisches» Kabinett aufgestellt, das heisst die Minister widmen sich nur der Aufgabe ihrer Departemente und sind in keine politischen Machtkämpfe und Streitigkeiten verwickelt; im Augenblick sind sämtliche politischen Versammlungen und Demonstrationen verboten. Die Ministerliste umfasst Namen der verschiedensten Berufsgattungen: einen Professor der Biologie, den bisherigen Vertreter Ugandas bei den Vereinten Nationen, einen Offizier der Fallschirmtruppen, den bisherigen Chef des Gefängnisses, einen Rechtsanwalt, der vor zwei Jahren seine Studien in England abgeschlossen hat, und natürlich General Amin, dessen Schulbildung mit der vierten Primarklasse aufhörte. General Amin spricht die Sprache des Volkes, das nicht verstand, dass Sozialismus und Verstaatlichung für ein Entwicklungsland momentane Entbehrung bedeuten, für die Zukunft aber den Weg zur besseren Verteilung des Vermögens zwischen arm und reich ebnen. Zugegeben, Obotes Versuch, Sozialismus in Uganda aufzubauen, ist in den Anfängen steckengeblieben und hat sogar in einer Ausbeutung des Volkes durch wenige hochgestellte Beamte gemündet. Diese Ausschweifungen lassen sich aber kontrollieren und beheben, ohne dass das mühsam aufgebaute Gerüst des Sozialismus eingerissen wird. . . Amin und seine Regierung verfolgen keine politische Linie; guter Wille und der Versuch, es allen Beteiligten recht zu machen, um ja keine Freunde zu verlieren, genügen jedoch nicht, um einem Entwicklungsland eine gesündere Zukunft zu versichern. Wir werden sehen! Im Augenblick spricht jeder drauflos, die meisten haben den Boden der Wirklichkeit etwas unter den Füßen verloren. Sie sprechen sich entweder für eine Restaurierung der Königreiche aus oder meinen, die Regierung werde jetzt alle Steuern aufheben. Eines ist sicher: So wie der Hass gegen Obote stieg, stieg auch die Verehrung für Amin, und ich werde die Freudenfeste in Kampala nie vergessen. Die Stadt war für Tage ausser Rand und Band. Die Menschen waren überglücklich, der Bierkonsum stieg ins Unermessliche.

Am 28. Januar um elf Uhr nachts wurde die Freilassung von fünfundzwanzig politischen Gefangenen am Radio bekanntgegeben. Ich war schon eingeschlafen, müde von den Aufregungen des Tages. In der Stadt und in den umliegenden Dörfern herrschte Stille, das Ausgehverbot war in Kraft. Plötzlich hörte ich im Halbschlaf den dumpfen Klang von Trommeln. Ich glaubte zuerst, unter dem Eindruck der letzten Tage, es seien Maschinengewehrsalven, so schnell aufeinander und hart erfolgten die Trommelschläge. Einzelne Freudenschreie waren zu hören, Menschen heulten auf, die Hand schnell vor den Mund schlagend. Die Stim-

men vermehrten sich rasend und kamen unserem Haus näher. Ich wusste nicht, was vor sich ging, stand auf und trat ans Fenster. Rund herum in den Dörfern flammten Lichter auf, ein wilder Lärm erhob sich. Das Freudengeheul wurde so laut, dass die Trommeln kaum mehr zu hören waren. Von der Familie in unserem Haus erfuhr ich, dass die Gefangenen am nächsten Morgen auf dem Hololo-Airstrip freigelassen werden sollten. In seiner erschreckenden Ursprünglichkeit war dieser Freudenausbruch eindrücklich, ein grandioser Freiheitsschrei eines unterdrückten Volkes, das sich betrogen fühlte. Für mich hat er wie eine Warnung geklungen.

Kampala, Februar 1971

Die Aufregung hat sich vollends gelegt, das Leben nimmt wieder seinen regelmässigen Lauf. Eben ging ein starker Regen über Kampala nieder. Die Luft ist feuchtnass, aber doch erfrischend im Vergleich mit staubig heissen Tagen, die vorangingen. Seit etwas mehr als drei Wochen hat es nicht mehr geregnet. In einer Schule, etwa dreissig Meilen von Kampala entfernt, die wir gestern besuchten, musste mein Vortrag wegen Wassermangels abgesagt werden. Nicht etwa weil für den Redner kein Glas Wasser bereitgestanden wäre, sondern weil die Schüler in jeder freien Minute zur Wassersuche in die Gegend ausschweiften. Die Pumpe befördert nur wenig Wasser, und Lastwagen führen jeden Tag Sumpfwasser herbei. Für die fünfhundert Schüler werden viele Fässer benötigt; das Wasser ist brachig und schlecht, einige haben Durchfall und Magenbeschwerden. Wer sich neben den streng rationierten Wassermengen eine kleine Erfrischung verschaffen will, muss selbst einen Weg finden. Viele Schüler haben seit drei Wochen nicht mehr gebadet — wie unangenehm das ist in der Hitze des Tages und in der Nacht, wenn sie eng zusammen in den Schlafsälen liegen! Die Stimmung in der Schule war denn auch gereizt, und wir kehrten unverrichteter Dinge nach Kampala zurück.

Letzte Woche besuchten wir mit der Sozialarbeiterin verschiedene sehr arme Familien in den Slums von Kampala. Hier leben einige ältere Frauen, Grossmütter mit grauem Haar, die uneheliche Kinder aufziehen. Wenn die Mädchen, die in den Bars arbeiten, ein Kind bekommen — das geschieht oft und immer von einem anderen Mann —, bringen sie das Kind zu einer dieser alten Frauen. Nachdem sie es abgeliefert haben, verschwinden die Mädchen, und es ist sehr schwer, sie wieder aufzufinden. Den Mann ausfindig zu machen, ist unmöglich. Die Grossmutter bleibt

mit dem Kind zurück. Das Mädchen gibt ihr nur in den seltensten Fällen einen kleinen finanziellen Zuschuss. Es kommt vor, dass eine alte Frau vier oder fünf Kinder aufziehen muss, ohne ein Einkommen zu haben. Die Kinder sind daher schlecht genährt und leiden an Proteinmangel. Dass die alte Frau keine Schulgebühr aufbringen kann, liegt auf der Hand. Wenn die Kinder zwölf Jahre alt sind, sieht sie sich ausserstande, sie weiter in ihrem Haus zu halten, und schickt sie fort. Was bleibt ihnen — vater- und mutterlos — anderes übrig, als sich auf den Strassen und Märkten Kampalas herumzutreiben und sich durch Diebereien oder im besten Falle durch Handlangerei zu ernähren!

In einem Falle hatte eine Mutter eine Tochter, die geisteskrank wurde. Die Behandlung im Spital blieb erfolglos. Die Tochter kehrte ins Dorf zurück und bewohnte dort ein kleines Haus. In den Nächten kamen Männer und vergewaltigten sie. Sie brachte mehrere Kinder zur Welt, war aber nicht in der Lage, diese aufzuziehen. Die Mutter musste im Alter von über sechzig Jahren diese Aufgabe übernehmen, obschon sie kein Einkommen hatte. Die Tochter erhält von der Mutter eine «native medicine» und lebt jetzt schon achtzehn Jahre eingeschlossen in ihrem Haus. Den Frauen, die ihre Männer verloren haben und viele Kinder aufziehen müssen, bleibt nur der Ausweg, sich durch kleine Arbeiten irgendwelche Mittel zu verschaffen. Eine zum Beispiel ernährt sich und ihre Kinder durch den Verkauf von Zementsäcken, die sie auf dem Markt zu fünf oder zehn Rappen anbietet.

In den Slums haben nur wenige Einwohner ihren eigenen Garten, in welchem sie Bohnen oder Bananen anpflanzen können. Die Nahrungsmittel müssen auf dem Markt gekauft werden. Mir ist es in jedem einzelnen Falle unverständlich, wie die Menschen sich und ihre Kinder unter solchen Umständen am Leben erhalten können. Dazu kommen Krankheiten und Unfälle. Das Wasser schöpfen die Leute aus einem Abflussgraben, der mitten durch die Hütten fliesst und in welchem Autos gewaschen, Menschen gebadet, Geschirr und Kleider gereinigt werden und der Frischwasserversorgung und Kanalisation in einem ist.

Der Tourist in Kampala sieht die stolze Skyline der Stadt mit modernen Hotels, Banken und Kongressgebäuden gen Himmel wachsen. Das Leben im Dorfe mit seinen hellen und dunklen Seiten, das Elend und die Armut werden ihm vorenthalten. Der Gegensatz zwischen Fortschritt und Tradition zeichnet sich in Spannungen und Konflikten ab, die grosse gesellschaftliche Probleme für die jungen Staaten bilden. Die Werke der jungen afrikanischen Literatur sind

denn auch meist diesen menschlichen Problemen gewidmet, die sich aus dem Zusammenprall des jahrhundertealten Lebensstils mit der von Europa und Amerika eingeführten Gesellschaftsstruktur und Lebensweise ergeben. Der Generationenkonflikt ist offensichtlich. Die Alten verstehen nicht, warum ihre in Jahrhunderten gewachsenen und bewährten Traditionen plötzlich unbrauchbar und ersetzenswert sein sollen. Die Jungen versuchen zwar, sich dem neuen Leben anzupassen, das ihnen von den Weissen als besser, gesünder und fortschrittlich geschildert worden ist. Enttäuschungen sind nicht ausgeblieben, wenn Afrikaner an unseren Universitäten studiert haben. Denn ist unsere Gesellschaftsform mit ihren Vorurteilen und zweifelhaften moralischen Wertvorstellungen wirklich das erstrebenswerte Vorbild. Der Weisse würde von den Schriftstellern oft als Verführer und Lügner geschildert, und seinen Worten wird nicht mehr vertraut. Ist es nicht die gerühmte weisse Gesellschaft, die den Rassenkonflikt zwischen Schwarz und Weiss in Amerika hervorgerufen hat, die verantwortlich für zwei Weltkriege ist — so fragen sie.

Ich sass letzthin in einer Bar und trank mein Bier. Ein Mann — er hatte schon ziemlich viel getrunken — begann ein Gespräch: Zwei Jahre sei er zur Schule gegangen, er spreche aber trotzdem recht gut Englisch. Er kam auf die Sklavenjäger zu sprechen, er schilderte lang und breit, wie und wann die Spanier und Portugiesen in Afrika eingedrungen seien und Sklaven aufgekauft und verschifft hätten. Mir wurde ein wenig unbequem zumute auf meinem Sessel, schliesslich war ich der einzige Weisse rundherum. Ich verliess die Bar, nachdem ich mein Bier hastig heruntergestürzt hatte.

In der nächsten Woche unternehmen wir für vierzehn Tage eine Safari. Wir organisieren Wochenendseminare für Jugendrotkreuzleiter in zwei Städten. Ich freue mich, von Kampala fortzukommen. Die Stadt ist bedrückend mit ihren Problemen, das stimmt mich nachdenklich.